

gend kleine Standflächen saugen. Hauchdünn ist das Material ausgeformt – und täuscht über das Wesen dieser verblüffend schweren und absolut standfesten Gefäße hinweg.

Weiß dominiert im Wotersener Atelier der Keramikerin. Hier und da unterstützen Farben die Oberflächenstrukturen, die sie im Porzellan verewigt. Edel wirken ihre Arbeiten mit Silberfäden, für die noch auf der Drehscheibe Rillen in den Rohling gegraben werden. Auf die Spitze getrieben ist das Thema „Struktur“ mit Plastiknetzen – Verpackungsmaterial, das hier



um Vasenzylinder gelegt ist. Das Porzellan strahlt Reinweiß, wirkt beinahe transparent. Das Material dafür stammt aus dem französischen Limoges. „Eben der Farbe wegen“, sagt die Keramikerin. „Die finde ich nur dort.“ Ihr Ofen sorgt für zusätzliche Brillanz. „In meiner kleinen Werkstatt musste ich mich entscheiden – Elektro- oder Gasofen“, erklärt sie. „Ich habe mich für Gas entschieden. Das erfordert zwar ständige Aufmerksamkeit, gestattet aber auch, mit dem Druck zu arbeiten.“

Das kühle Weiß korrespondiert mit klaren Formen. Gänzlich schnörkellos räumen die Arbeiten Winde-Pauls' mit einigen Vorurteilen auf, die das Thema Keramik seit Generationen mit sich herumschleppt. Ihre Gefäße sind zwar durchweg dekorativ, doch keins ist mit Nippes belastet. „Natürlich sind mir gute Formen, schöne Formen wichtig“, sagt sie. „Aber alles muss brauchbar sein.“

Damit umreißt sie auch ziemlich genau, was sie an die Keramik herangeführt hat: „Es ist eben eine nicht so abstrakte Form der Kunst.“ Für sie, die gebürtige Magdeburgerin und spätere Studentin der Amerikanistik mit den Nebenfächern Kunstgeschichte und Buchwissenschaft in Mainz, wurde die Kunstform konkret bei einem Studienaufenthalt in Mississippi. „Die Amerikaner haben eine verblüffende Gabe, Menschen aufzupeppen“, sagt sie. Bei Winde-Pauls führte das zu neuen Ufern: einem Studium der Freien Bildenden Kunst mit Schwerpunkt Keramik. Und es führte zu einem Ortswechsel. Ein Jahr nach ihrem Diplom war sie 2001 Stipendiatin der Dr. Hans-Hoch-Stiftung in der Stadtöpferei Neumünster.

Sie blieb im Norden, heiratete den Möbeltischler Holger Pauls. Wotersen bot sich als Lebens- und Arbeitsraum an. Inzwischen stapft ein zwei Jahre alter Sohn durch das Haus. Auch das zeigt, wie standfest die Gefäße der Mutter sind.



Kohlendiebstahl in der Nachkriegszeit.



DAMALS

Fringsen

VON HARRY D. SCHURDEL

In den 1940er Jahren herrschten strenge Winter. Auch der zweite Nachkriegswinter 1946/47 war extrem kalt. Das verursachte besonders in den zerstörten Großstädten erhebliche Probleme: Millionen Menschen litten unter der Knappheit der Lebensmittel, besonders aber am Mangel an Brennstoffen. Das galt in verstärktem Maße für jene Personen, die in den Ruinen ihrer bombengeschädigten Häuser unter notdürftigsten Bedingungen leben mussten.

Auch im schwer beschädigten Köln waren die Kohlen knapp. Oft brannten die Öfen nur auf Sparflamme oder blieben gänzlich kalt. Diese alltägliche Not drückte auf die Stimmung der Bevölkerung, die Moral sank. Immer häufiger gingen die Bewohner zur Selbsthilfe über, plünderten Brennstoffhandlungen, stahlen von stehenden oder langsam fahrenden Güterzügen halbe Wagenladungen Briketts. Nicht nur in Köln ging der Kohlenklau um.

Heute vor 65 Jahren, am 31. Dezember 1965, bestieg in der Kirche St. Engelbert in Köln-Riehl der Erzbischof der Rheinmetropole die Kanzel zu seiner Silvesterpredigt. Zu den hungernden und frierenden Gläubigen gewandt, sprach Josef Kardinal Frings: „Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der Einzelne das wird nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise, durch seine Arbeit oder Bitten, nicht erlangen kann.“ Eine Äußerung, die ungeahnte Folgen haben sollte. Zum einen war die britische Besatzungsmacht „not amused“, zum anderen stieg der Diebstahl von Lebensmitteln und Brennstoffen in und um Köln im Januar 1947 rasant an. Die Menschen, die auf diese Güter angewiesen waren, wenn sie nicht verhungern oder erfrieren sollten, fühlten sich durch die Worte des Kardinals moralisch in ihren Handlungen bestärkt – sie hatten gewissermaßen den „göttlichen Segen“ für ihr Tun erhalten. So sprachen sie denn auch nicht mehr von rauben und stehlen, wenn sie wieder Kohlewaggons erklimmen – sie „fringsten“. Von des Erzbischofs „Freibrief“ hörten natürlich auch die Menschen in den anderen Besatzungszonen – und gingen alsbald auch dort „fringsen“.

Kardinal Frings, der „Taufpate“ des Begriffs, soll noch Jahre nach seiner Silvesterpredigt immer wieder von Zweifeln geplagt worden sein, ob er denn richtig gehandelt habe, als er den seinerzeit noch gültigen „Mundraub“-Paragraphen 370 des Strafgesetzbuchs „außer Kraft gesetzt“ hatte.